

Etwas stimmt nicht mit mir

Schon wieder ist Weihnachten. Die Stadt vibriert im Sonntagsverkauf. Mir sind die Festtage fremd geworden. Es war ein natürliches Glück, damals, als es so leicht war, ein Kerzenlicht in die Kinderaugen zu zaubern. Heute passen unsere Wünsche nicht mehr unter Tannenbäume und in glitzerndes Glanzpapier. Ich meide die Einkaufsmeile und parkiere draussen beim Ruderclub. Ohne Ziel schlendere ich die Bucht entlang und überlasse meine Gedanken dem trägen Wellenschlag. Die Wollmütze bleibt in der Manteltasche. Für die Jahreszeit ist es deutlich zu warm. Der Uferweg führt mich auf die uralten Bäume zu, die kahl und knorrig in den Himmel ragen. Die Buchen haben mich schon als Schüler begleitet, im Sommer als wohlmeinende Giganten, die uns auf der Liegewiese mit weiten Armen Schatten schenken. Und nachts, auf dem Heimweg aus der Stadt, als schwarze Gespenster, die das Licht der Sterne ersticken und hinter denen düstere Gefahren lauerten. Später dann mit den Kindern, die immer derselben Stelle entgegen fieberten, dort, wo ein schwerer Ast knapp mannshoch über den Uferweg ragt. Ich tat, als hätte ich ihn nicht bemerkt, würde gleich mit dem Kopf dagegen prallen, aber im allerletzten Augenblick duckte ich mich und konnte mit einem Aufschrei das Unglück gerade noch vermeiden. Die Kinder tanzten und quietschten vor Begeisterung und manchmal, wenn keine Passanten störten, musste ich die Szene zwei oder gar drei Mal wiederholen.

Die Sonne hängt tief über den Moränenhügeln in meinem Rücken. In der Bucht dümpeln die Boote im grauen Wasser vor sich hin. Da plötzlich, wie ein Blitz, fällt ein Sonnenstrahl durch eine Lücke zwischen den Bäumen und trifft auf eine gelb aufflammende Segeljacht, die etwa fünfzig Meter vor mir verankert ist. Die Hotelpaläste am Gegenufer entfalten sich in dramatischer Gebärde ins Sonnenlicht. Ich setze mich auf eine Aussichtsbank und tauche ein in das Naturschauspiel. Wie von einem Magneten werde ich vom gelben Segelboot angezogen. Nur die Steuerbordseite strahlt im Licht, gedoppelt im Spiegel des Wassers, in welchem sich der Segelmast bricht und wie ein endloses Reptil in meine Richtung schlängelt. Auf dem Boot herrscht gespenstige Stille. Ich bücke mich unter der Plane hindurch und klettere die engen Stufen zur Kajüte hinab. Vor mir steht eine klotzige Truhe, die fast den ganzen Raum ausfüllt. Sie ist mit karminroter Seide und silbernen Bändern verziert, was mich an einen Altar erinnert. Alle Wände sind mit sandfarbenen Gardinen verhängt. Es gibt keine anderen Möbel und keine Sitzgelegenheit. Ein

bleiches Licht flackert links hinter dem Vorhang auf. Aus dem Nichts ist eine fremdartige Gestalt im Raum, wie eine Zauberin aus einem Märchenbuch. Sie trägt einen knöchellangen Umhang und einen spitzen Hut, beides in karminroter Seide mit silbernen Sternen und Mondsicheln besetzt. Ihr Gesicht zeigt sie nicht. Sie stellt zwei Laternen auf den Altar. Eine Leinwand flimmert auf und ein Stummfilm in Schwarzweiss setzt ein. Schwankend folgt die Kamera einem staubigen Pfad. Am Wegrand stehen exotische Büsche und Bäume mit riesigen Blättern feindselig Spalier. Hier und dort tauchen Lehmhütten auf, die Dächer sind mit langstieligem Gras bedeckt. Menschen oder Tiere sind keine zu sehen. Eine Furt wird durchquert, der Pfad wird breiter und mündet in eine Lichtung ein. Überall liegen Abfälle und Gerümpel herum. Vor der offenen Tür einer Hütte liegt der reglose Körper einer Frau. Die Kleider sind zerrissen, ihr Kopf ist abgewandt. Einer im Tarnanzug schlurft aus der Hütte, über seiner Schulter hängt ein Maschinengewehr. Er geht hin zu der Frau und tritt ihr seine Kampfstiefel mit voller Kraft in den Unterleib, zweimal, dreimal, immer wieder. Mit jedem Tritt zuckt der Körper zurück. Es gibt kein Lebenszeichen. Noch einer in Kampfmontur taucht aus der Nachbarhütte auf. Er spuckt eine Zigarettenkippe auf die Frau und glotzt auf sie mit taubem Blick. Dann kickt er eine schmutzige Zeltblache aus dem Sand auf den Körper und wendet sich ab.

Let's go, the show is over now!

Die kratzige Stimme schreckt mich auf. Mit starren Gliedern finde ich mich wieder auf der Aussichtsbank, aus der Fassung gesunken, wie einer, der zu viel getrunken hat. Nur an den Kreten der Berge am Horizont klebt ein Rest von Sonnenlicht. Um mich her surren Touristen mit ihren Kameras. Der Reiseleiter schwenkt eine Fahne über seinem Kopf: Come on, ruft er, the show is over now! Meine Hände werden nass von Schweiß. Das Segelboot schaukelt im Schatten. Die Bilder in meinem Kopf widern mich an.

Verstört mache ich mich mit schwammigen Beinen auf den Weg. Bei der Schiffsstation fließen die Verkehrsströme des Quais und der Einkaufsmeile ineinander. Ampeln und Radarsensoren leiten Fussgänger, Autos und Strassenbahnen präzise wie Züge im Hauptbahnhof. Die Räder der Stadt drehen reibungslos. Vom Kiesplatz am Ufer werfen Passanten den Möwenschwärmen Brotstücke in die Luft. Die Vögel beißen einander die Beute in wildem Geschrei aus den Schnäbeln. Eine Frau ganz vorne am Ufer streckt die rechte Hand mit dem Brot hinaus zum See und biegt den Körper so weit wie möglich zurück. Mit der

Handtasche schützt sie ihr Gesicht. Ich erschrecke mit ihr, wenn die Möwen in militärischer Formation aus dem Wasser schießen, dann wie Kamikazeflieger herunterstürzen und ihr die Krümen millimeterscharf aus den Fingern reißen. Ihr Begleiter hält den kreischenden Krieg mit dem Smartphone fest. Ich sehe überall Gewalt. Was ist nur los mit mir?

Auf der Brücke ist das Gedränge dichter als sonst. Am Opernplatz ist Weihnachtsmarkt. Im Dämmer sind die farbigen Leuchten noch ohne Kraft. Es fehlt der Schnee, die Marktstände wirken abgenutzt. Ich umgehe den Trubel und setze mich ganz oben auf die Treppe zum Opernhaus. Auf beiden Seiten wachen breitbeinig Polizisten in Uniform, ihre Pistolenhalfter sind nicht zu übersehen. Im Zwischenboden stehen Metallständer mit Plakaten, die für die Festprogramme werben. Der Kopf eines Schwans fesselt meinen Blick, Wagners Lohengrin, markante weiße Linien vor dunkelblauem Hintergrund. Unten, vielleicht zwanzig Meter vor der Treppe, ist für die Kinder ein Hügel aus Kunstschnee aufgeschüttet und eine Rutschbahn in den Schnee gepresst. Väter schaben mit Holzschippen die unebenen Stellen ab. Die Mütter werden nicht müde, ihre Sprösslinge anzufeuern und zu fotografieren. Auch ich klaube meine Kamera aus der Manteltasche. Ich versuche, den Hausberg mit in die Szene zu holen, die im Wasser spiegelnden Leuchten der Fusswege und des Gasthofs auf dem Gipfel sind ein fotogener Hintergrund. Diesen Berg habe ich seit Monaten jede Woche zweimal erklommen, bei jedem Wetter eine knappe Stunde, den steilen Kretenweg mit den vielen Treppenstufen. Bewegung und nochmals Bewegung, hat mir der Onkologe eingetrichtert, das ist es, was Ihr Körper jetzt braucht.

Lärmige Hektik holt mich auf den Opernplatz zurück. Kinder und Eltern schreien und rufen durcheinander. Hinter einem Christbaum halten Väter drei Jugendliche an den Armen fest. Neben der Rutsche beugen sich Eltern über ein Mädchen in einem rosaroten Skianzug, es liegt im Arm seiner Mutter und scheint verletzt zu sein. Die Polizisten hasten mit abgewinkelten Ellenbogen die Treppe hinab und mischen sich mit beherzten Gesten in die aufgeregten Schauplätze ein.

Es ist dunkel geworden und leichter Regen hat eingesetzt. Ich ziehe meine Wollmütze über den Kopf und mache mich auf den Weg zum Parkplatz zurück. Beim Christbaum reagiert der Polizist auf meinen fragenden Blick. Die Kerle haben Schneebälle geworfen, erklärt er mir. Das Mädchen dort wurde über dem Auge getroffen, es blutet, doch zum Glück ist nichts Schlimmes passiert. Heute ist

Weihnachten, antworte ich, aber ich sehe überall Gewalt. Ich glaube, etwas stimmt nicht mit mir. Der Polizist mustert mich mit Röntgenaugen. Ähnliches haben wir in den letzten Tagen immer wieder gehört, sagt er. Etwas Beklemmendes liegt in der Luft. Vielleicht ist es der Schnee, der auch in diesem Winter nicht fällt. Oder die Bombentests in Korea? Sein Blick schweift ab zu den Zementblöcken, welche die Zufahrtswege zum Opernplatz versperren. Oder der Terror am Berliner Weihnachtsmarkt im letzten Jahr? Was weiss ich! Sie denken also, ich bin so, wie viele andere auch? frage ich zurück. Ganz normal und doch verstört? Jetzt schmunzelt der Polizist: Auf mich wirken Sie nicht verstört, sagt er. Vielleicht ist einfach die Welt ein wenig aus den Fugen geraten. Es wäre nicht das erste Mal! Auf der Quibrücke richten Männer Teleobjektive auf das Wasser hinaus. Ich erkenne nichts Auffälliges und trete näher ans Geländer heran. Jetzt, plötzlich, da sehe ich ihn, ausserhalb des orange spiegelnden Lichts der Strassenleuchten. In silbernem Schimmer gleitet einsam ein Schwan auf das Ufer zu, nur für Augenblicke sind seine weissen Umrisse zu erkennen, ein Zauber aus dunkelblauem Glas. Ich denke an das Plakat zu Lohengrin. Bringst du ihn zu uns, du scheuer Schwan, den Retter der Welt? Der Schwan gleitet wortlos ab in die nasse Dunkelheit. Der Regen ist stärker geworden. Bei der Schiffsstation steige ich in die Strassenbahn. Das gelbe Segelboot bleibt ausser Sicht und die mächtigen Buchen haben ihre Silhouetten in den schwarzen Wolken verloren. Im Auto überrumpelt mich im rinnenden Regenwasser auf der Frontscheibe ein surrealistisches Bild der Bucht. Die tausendfältigen Lichter des Weihnachtsmarktes spiegeln im Wasser und formen ein fließendes Mandala der Nacht. Ich fühle mich leicht wie eine Feder und bin voller Lebenskraft. Der Polizist hat sich geirrt. Etwas stimmt nicht mit mir.